

Liebeslieder aus Benediktbeuern

Von Dr. Otto Schumann

Zu den kostbarsten Schätzen der Bayerischen Staatsbibliothek in München zählt der Codex latinus 4660, der in dem uralten, an der Loisach nördlich von Kochel gelegenen Kloster Benediktbeuern 1803, bei der Säkularisation, aufgefunden worden ist. Er enthält eine umfangreiche Sammlung von meist lateinischen Dichtungen, die in der Hauptsache dem 12. und 13. Jahrhundert angehören. Als Johann Andreas Schmeller diese Sammlung 1847 zum ersten Male vollständig veröffentlichte, gab er ihr den Titel „Carmina Burana“, „Lieder aus Benediktbeuern“. Sie hat ihn seither behalten und wird ihn weiter behalten.

Die Handschrift ist in Bayern — ob in Bene-

diktbeuern selbst, wissen wir nicht — gegen Ende des 13. Jahrhunderts in der Hauptsache von zwei Schreibern ausgezeichnet worden. Auch wer diese Schreiber waren, ist unbekannt. Schwerlich ist sie ursprünglich ein „Bagantensliederbuch“ gewesen, eine Sammlung von Vortragstexten für „fahrende Schüler“. Dazu ist sie zu sorgfältig angelegt und zu fein mit farbigen Initialen, Miniaturen u. dergl. ausgeschmückt. Sie ist nicht ganz fertig geworden, und spätere Zeiten haben ihr übel mitgespielt, so daß vor allem große Teile verloren gegangen und die übrigen durcheinander geraten sind; dennoch stellt sie noch heute ein erfreuliches Beispiel feiner mittelalterlicher Buch-

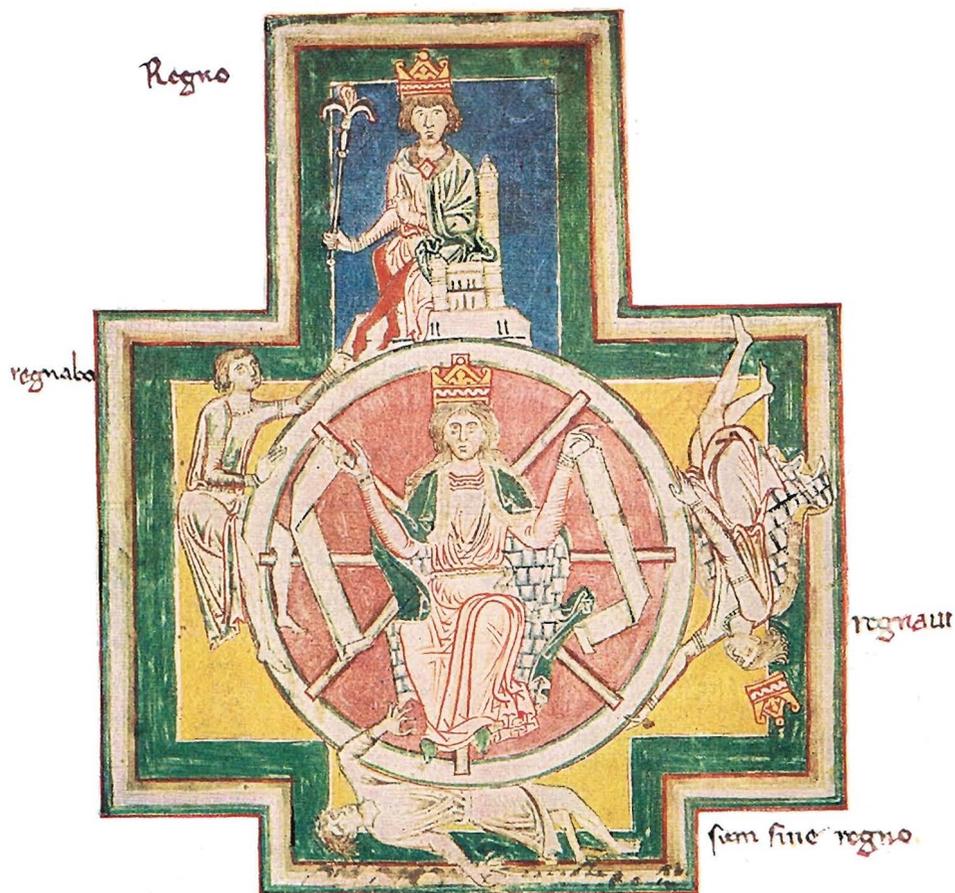


Abb. 1. Das Rad der Fortuna

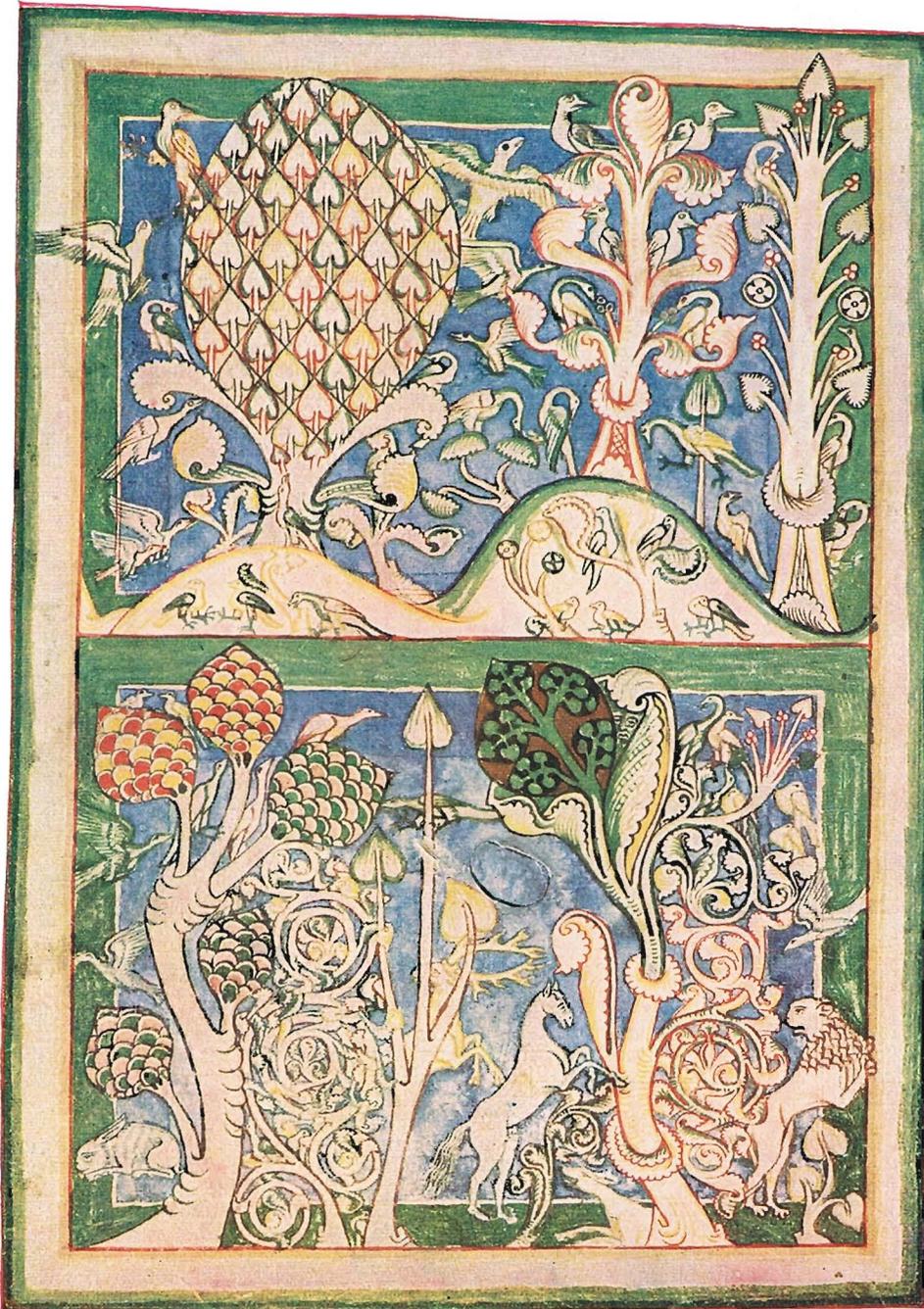


Abb. 2. Phantasielandschaften

kunst dar. Daher ist eher anzunehmen, daß hier ein Bibliophile, vermutlich ein höherer Geistlicher, hat zusammenschreiben lassen, was ihm von den Dichtungen dieser Art zusagte.

Wie vielfach moderne Iyrische Anthologien, so ist auch diese nicht nach Verfassern angeordnet, sondern nach dem Inhalt. Die Verfasser sind sogar nirgends genannt, nur hier und

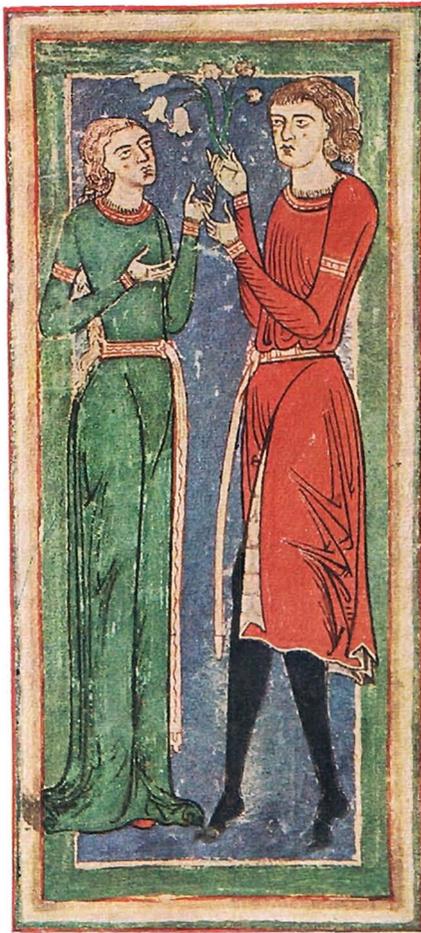


Abb. 3. Liebeserklärung „durch die Blume“
„Nimm, Blume, die Blume, denn die Blume ist ein
Sinbild der Liebe“

da kennen wir sie aus anderen Quellen. Vier große Abteilungen haben wir zu unterscheiden: 1. moralisch-satirische Dichtungen; 2. Liebeslieder; 3. Trink- und Spielerlieder und verwandtes; 4. geistliche Dramen. Von den ersten drei Abteilungen zerfällt jede wieder in eine Anzahl von Gruppen. Auch innerhalb dieser ist man bemüht gewesen, verwandtes in gefälliger Ordnung aneinanderzureihen. In der Regel am Schlusse solcher Gruppen stehen die acht farbigen Miniaturen, die den Hauptschmuck der Handschrift bilden.

Die erste dieser Miniaturen zielt jetzt freilich den Eingang der Handschrift. Sie ist aber erst nachträglich dorthingestellt worden, als der ursprüngliche Anfang verloren gegangen war. Ehedem stand sie mitten in der Abteilung der moralisch-satirischen Dichtungen, deren einzelne Gruppen Gegenstände der verschiedensten Art behandeln: Klagen über die Schlechtigkeit der Welt und der Menschen; Er-

mahnungen zu frommem und bußfertigen Lebenswandel; eine Jeremiade über das auch heute wieder „aktuelle“ Thema, daß die jungen Leute in der Schule nichts mehr lernen („Es blühte sonst das Studium, heut kehrt es sich ins Bummeln um“; ich zitiere nach der genialen Übertragung einer Auswahl aus den Carmina Burana und verwandten Sammlungen von Ludwig Laistner in seinem heute leider nur noch antiquarisch aufzutreibenden Büchlein „Goliath“ [Stuttgart 1879]); Satiren auf die Habgier und Bestechlichkeit der römischen Kurie, die an Biß und Schärfe den gegen diese gerichteten Sprüchen Walters von der Vogelweide nichts nachgeben; Aufforderungen zum Kreuzzug u. a. m. Eine dieser Gruppen handelt von dem Wankelmuth der Fortuna, einem Gegenstand, den das Mittelalter nach antikem Vorbild unendlich oft behandelt hat. Das beliebteste Symbol dieses Wankelmuths in der Dichtung sowohl wie in der bildenden Kunst war das Rad; und dieses sehen wir denn auch auf unserer Miniatur, die ursprünglich den Abschluß jener Gruppe gebildet hat. Vor dem Rade thront Fortuna als Herrscherin, zwei Rollen in den Händen haltend, auf denen wir uns das Glück einerseits, das Unglück andererseits verzeichnet zu denken haben. Rings herum hat ein (späterer) Schreiber einen Spruch aufgezeichnet: regnabo — regno — regnaui — sum sine regno („ich werde König sein — ich bin König — ich bin König gewesen — ich bin ohne Reich“). In dieser Reihenfolge muß er gelesen werden, denn es ist ein regelrechter leoninischer (d. h. gereimter) Hexameter (Abb. 1).

Die nächste Abteilung, die der Liebeslieder, enthält ebenfalls Texte, die sowohl formal wie inhaltlich ganz verschieden sind: langatmige Liebesklagen und Liebesbeteuerungen; Aufforderungen an die Kameraden, hinauszuziehen und im jungen Lenz mit hübschen Jungfräulein in Spiel und Tanz das Leben zu genießen; eine entrüstete Verwahrung gegen den von Verleumdern erhobenen Vorwurf der Untreue („Lügendzungen, diese frechen! Wie sie aiften, wie sie stechen! Zunaen, wert sie auszureißen und ins Feuer sie zu schmeißen!“); Berichte über Liebesabenteuer teilweise bedenklichster Art und vieles andere.

In dieser Abteilung stehen die drei nächsten Miniaturen, auch sie wieder jeweils am Schlusse einer Gruppe inhaltlich zusammengehöriger Gedichte. Eine dieser Gruppen behandelt in der Hauptsache diejenige Liebesgeschichte des Altertums, die auch im Mittelalter ständig den größten Anteil erregt hat, den Roman von Aeneas und Dido. Das Ende dieses Romans stellt die zugehörige Doppelminiatur in sechs Szenen dar: oben links der Abschied des Aeneas von Dido, in der Mitte Dido zwischen zwei Begleiterinnen (die eine wohl ihre Schwester und Vertraute Anna, die auch auf dem Bilde links zu sehen ist, wo sie der Mantel von den übrigen Frauen des Gefolges abhebt); weiterhin Dido, wie sie sich in den Scheiterhaufen stürzt, sich zugleich mit

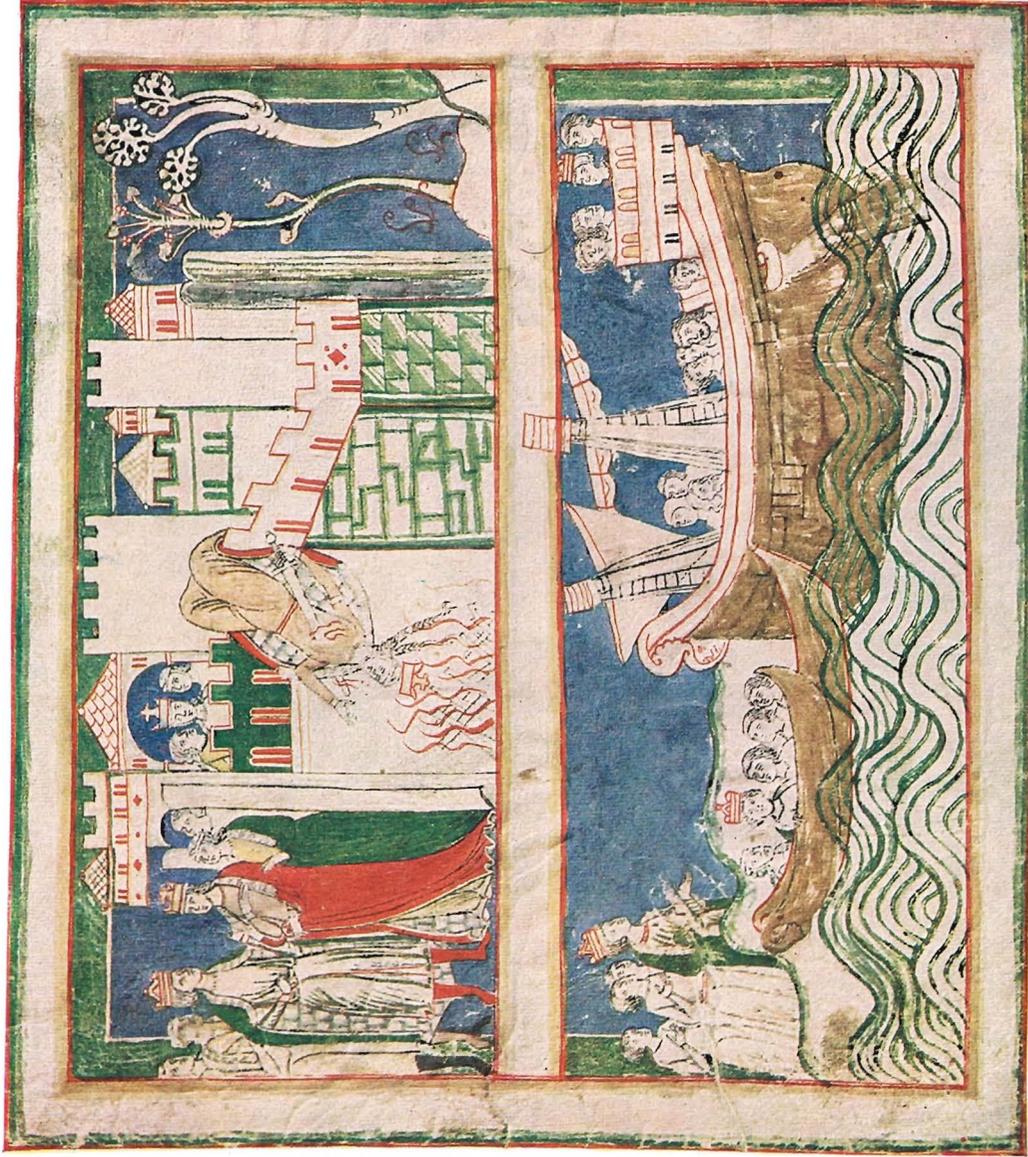


Abb. 4. Szenen aus der Geschichte von Aeneas und Dido



Abb. 5. Trinkszene

dem Schwerte durchbohrend. Unten die Abfahrt des Aneas: links Aneas mit Begleitern am Strande, winkend (und rufend), daß man sie an Bord hole; Überfahrt im kleinen Boot; Abfahrt des mit Gallion, Hinterkastell, zwei Masten und dem Steuerruder ausgestatteten Schiffes (Abb. 4).

Auch die dritte Miniatur ist ein Doppelbild. Die Frühlingsbilder, mit denen die meisten der vorhergehenden Gedichte beginnen, werden den Anlaß geboten haben, es hierher zu stellen. Aber keine deutsche oder überhaupt europäische Frühlingslandschaft ist wiedergegeben: dem oben bergigen, unten flachen Boden entspringt eine Fülle ganz phantastischer Pflanzen, zwischen denen es von allerhand Getier wimmelt, besonders von Vögeln, großen und kleinen, in den verschiedensten Stellungen. Unten erscheinen daneben auch Vierfüßler, selbst ein Löwe ist darunter (Abb. 2).

Die ganze Abteilung der Liebeslieder endet etliche Seiten später mit einem Gedicht, in welchem ein Liebhaber seiner angebeteten Flora als Zeichen seiner Neigung eine Blume überreicht (*Suscipe, flos, florem, quia flos designat amorem*: „Nimm, Blume, die Blume, denn die Blume ist ein Sinnbild der Liebe“); wobei er natürlich zugleich in echt mittelalterlicher Weise auf ihren Namen anspielt (Abb. 3).

Wir treten nunmehr ein in die dritte Abteilung, die der eigentlichen „Bagantendichtung“. Hier finden wir vor allem eine reiche Auswahl von Trinkliedern („So wir sitzen in der Schenken, darf uns Erdennot nicht kränken; nein, da gilt es Kurzweil treiben, also war's und soll es bleiben“), z. T. in der Form von Parodien, darunter eine ebenso witzige wie unerhörte freche „Sauf- und Spielermesse“. Zum Trunk gehört das Spiel, das Würfelspiel zumal; von ihm ist in vielen dieser Texte ausgiebig die Rede. Aber auch dem harmlosesten Schachspiel sind zwei Gedichte gewidmet. Der gütige Hóspes wird gepriesen, den Knauern ein Vereat gebracht, die sogar gebrauchte Kleidungsstücke lieber umarbeiten lassen als sie verschenken. Daneben und dazwischen stehen, seltsam genua, aber sicherlich mit Absicht so eingestreut, höchst ehrbare Warnungen vor allzu leidenschaftlicher Hingabe ans Spiel, Ermahnungen zur Mäßigkeit im Essen und Trinken und zu einem verständig abgemessenen Lebenswandel überhaupt. Die Bilder dieser Ab-

teilung führen alle in die Kneipe (Abb. 5 bis 8). Die vierte Abteilung, die der Dramen, enthält keine Miniaturen.

*

Werfen wir auf die acht Bilder, die wir betrachtet haben, einen zusammenfassenden Rückblick, so wird man leicht feststellen, daß sie alle zum mindesten derselben Schule, sehr wahrscheinlich aber demselben Künstler gehören; ich vermute, daß es der eine der beiden Hauptschreiber gewesen ist. Nicht zu ihnen gehört die Federzeichnung, die das neunte Bild wiedergibt. Sie steht am Rande neben dem Eingang eines berühmten Streitgedichts, in welchem zwei Prinzessinnen, Phyllis und Flora, die Frage erörtern, ob als Liebhaber der Kleriker oder der Ritter vorzuziehen sei; die Entscheidung, die am Hofe Amors getroffen wird, fällt natürlich zugunsten des Klerikers aus. Diese Zeichnung, die wohl eine jener Damen vorstellen soll, ist offensichtlich Zusatz eines Späteren (Abb. 9). In den acht farbigen Bildern sind in allem Wesentlichen gleichmäßig die Technik der Zeichnung, die Farbgebung, die Umrahmung; gleichmäßig die Darstellung der Gesichter, die Haartracht (Bubikopf und Simpelstränge bei den Männern!), die Gewänder. Es ist eine primitive Kunst. Ihr kommt es wohl darauf an, einen Vorgang oder einen Zustand anschaulich darzustellen; aber „Naturwahrheit“ in unserem Sinne ist zwar in Einzelheiten vorhanden (man beachte z. B. das reizende Häslein auf Abb. 2 unten links!); in der Gesamtkomposition aber ist sie nicht einmal angestrebt.

Gering ausgebildet ist auch die Fähigkeit, individuelle Gesichter zu zeichnen und Ausdruck hineinzulegen. Aber etliche Male, vor allem bei dem Manne unter dem Rade der Fortuna und bei dem Schachspieler auf Abb. 8 rechts, ist es doch geglückt. Im übrigen müssen Arm- und Handbewegungen als Ersatz für den mangelnden Gesichtsausdruck dienen.

*

Die Hauptbedeutung des Codex beruht auf den Texten. Er enthält vor allem die wichtigste, umfangreichste und vielseitigste Sammlung der weltlichen Klerikerlyrik, die man für gewöhnlich, aber mit unberechtigter Verallgemeinerung, als „Bagantenlyrik“ zu bezeichnen

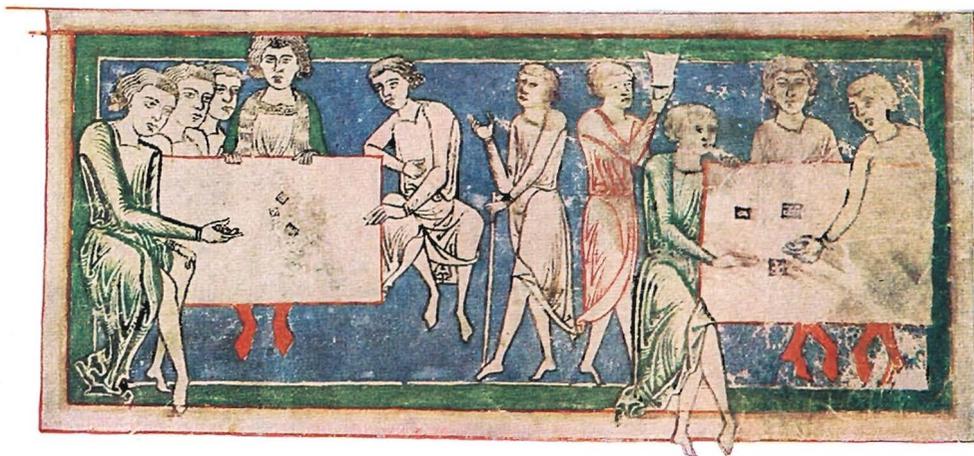


Abb. 6. Würfelspiel

pfllegt. Die „Baganten“ sind stark daran beteiligt, sie werden auch zur Verbreitung der Texte wesentlich beigetragen haben; im übrigen aber ist diese Dichtung, als Ganzes genommen, Gemeingut der lateinisch Gebildeten, also des Klerus im weitesten Sinne gewesen. Sie steht an Umfang, Vielseitigkeit und Wert der Troubadourdichtung und dem deutschen Minnesang nicht nach.

Ein Nachklang dieser Dichtung hat in dem „Gaudeamus igitur“, das unsere Studenten noch heute singen, die Zeiten überdauert. Sonst war sie jahrhundertlang vergessen. Erst im 19. Jahrhundert hat man sie wieder aus dem Schlafe erweckt. Aber in weiteren Kreisen weiß man noch heute von ihr nicht allzuviel, und die Vorstellungen, die man von ihr hat, sind vielfach unklar und geradezu falsch. So überschätzt man ihren Erlebnisgehalt, vor allem den der Liebesdichtung. Man muß bedenken, daß diese Dichtung in engem Zusammenhang steht mit der Schule, wo man ja

das Latein lernte und die Autoren las, die als vorbildlich galten, vor allem Ovid. Manches Thema ist da Tradition, literarische Mode gewesen. Auch populär war diese Dichtung nicht, denn die Kenntnis der lateinischen Sprache beschränkte sich auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis. Ja, die Dichter wollten gar nicht populär sein; geistiger Hochmut, Verachtung der Ungelehrten kann gar nicht unverblümt ausgesprochen werden, als es in einigen Carmina Burana geschehen ist.

Unser Codex ist keineswegs die einzige Handschrift, in welcher uns jene weltliche Klerikerdichtung überliefert ist. Sie ist nicht einmal die beste. Die Texte sind in ihr nur zu oft verstümmelt und sonst entstellt. Viele sind anderwärts weit besser überliefert. In aller Herren Ländern liegen die Handschriften; schon das wirft ein Licht auf den internationalen Charakter, der für diese Dichtung ebenfalls wesentlich ist. Von manchen Gedichten kennen wir die Verfasser; so ist u. a. auch von



Abb. 7. Puff- oder Trictracspiel

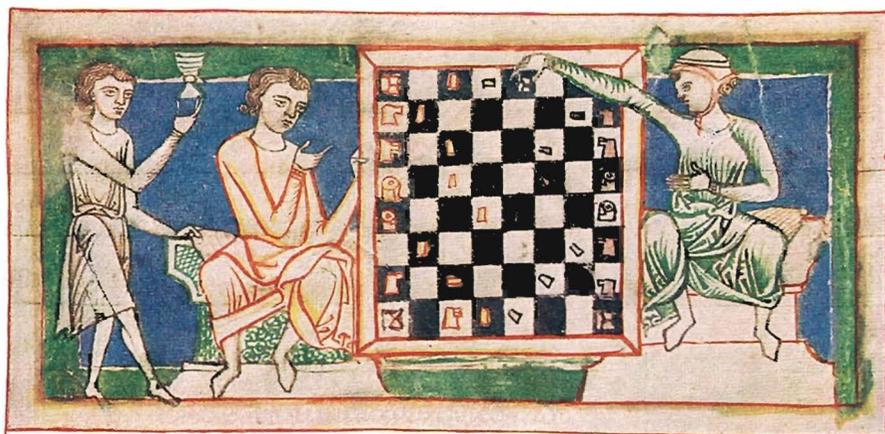


Abb. 8. Schachspiel

dem genialsten dieser Dichter, dem „Archipoeta“, einiges im Buranus enthalten, vor allem seine „Beichte“, aus der ein Ausschnitt, beginnend *Meum est propositum in taberna mori*, von Bürger prachtvoll, aber auch in einer das Original stark entstellenden und vergrößernden Weise nachgedichtet worden ist („Ich will einst, bei Ja und Nein, vor dem Zapfen sterben“). Bei anderen Texten können wir wenigstens feststellen oder vermuten, was für ein Landsmann der Dichter gewesen ist; aber verstanden wurden sie überall in den Kreisen, die lateinisch sprachen, und so erlangten denn bessere Gedichte eine weite Verbreitung. Das Mittelalter hatte eben, wenigstens im abendländischen Kulturkreis, in diesem Latein das, was man in unserer Zeit künstlich und bisher ohne wirklichen Erfolg zu schaffen sucht: eine Weltsprache.

Neben den rein lateinischen Gedichten enthält unsere Handschrift auch solche, die aus lateinischen und romanischen oder aus lateinischen und deutschen Zeilen gemischt sind; so beginnt ein Schellied auf die inauszerigen geistlichen Herren also: *Audientes audiant!* („Wer Ohren hat zu hören, der höre!“) *diu Schande vert al über daz lant*. Außerdem aber bietet die Handschrift eine große Anzahl von deutschen Strophen, die lateinischen Gedichten angehängt sind, mit welchen sie formal mehr oder minder genau übereinstimmen. Einige

von ihnen sind anderwärts unter dem Namen bekannter Minnesänger, wie Walter von der Vogelweide und Heinrich von Morungen, überliefert. Unter den übrigen ist manche dürftige Reimerei, stilistisch meist dem späteren Minnesang, nicht, wie man lange geglaubt hat,

„Minnesangs Frühling“ angehörig; einige aber sind von um so höherem Wert, fast die einzigen uns überlieferten Reste einer altertümlichen, wirklich volksmäßigen und unhöflichen Lyrik wie dieses reizende Tanzliedchen: *Swaz hie gat umbe, daz sint allez megede; die welen an man alle disen sumer gan: „Was sich hier im Reigen dreht, das sind lauter Jungfern; die wollen ohne Schaz alle diesen Sommer gehn.“ Eine Truistrophe also, beim Frühlingstanz den Burichen zugezungen. Die werden die Antwort nicht schuldig geblieben sein. Aber erhalten ist sie uns nicht. Dergleichen wurde weder von den Klerikern noch in ritterlichen Kreisen der Aufzeichnung für wert erachtet; so ist diese ganze Dichtung — denn wo dies war, da war noch mehr — unwiederbringlich verschollen, und wir müssen froh sein, daß wir wenigstens diese winzigen Reste noch haben.*

So ist denn der Codex Buranus auch für die Geschichte der mittelhochdeutschen Dichtung von unschätzbare Bedeutung. Dank sei den Mönchen von Benediktbeuern, die sicher gewußt haben, daß Versängliches darin steht, und die dennoch den Schatz gehütet haben!



Abb. 9. Illustration zu „Phyllis und Flora“